



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Böhmer, Ed.: Alte Worte aus Straßburg für ein einiges Deutschland.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zum 22. Sept. erfolgte die Besetzung von Lunette 52. Der hier bei weitem breitere Graben wurde auf einer Tonnenbrücke überschritten. Zur Ausführung dieser Arbeiten standen freilich außer den Pionieren große Infanteriemassen zur Verfügung. Um aber die Arbeit noch zu beschleunigen, wurden alle drei Parallelen mittelst der gemeinen Sappe ausgehoben, das heißt ohne jede Deckung durch mit Erde gefüllte Schanzkörbe oder Sandsäcke, die der Arbeiter vor sich aufpflanzte. In der Dunkelheit der Nacht rückten die Colonnen auf das offene Feld und begannen Angesichts des Feindes zu graben. Am Tage, nachdem die erste Deckung geschaffen war, wurde dann die Arbeit weiter fortgesetzt, trotz des Granatfeuers, durch welches der Feind wiederholt die Arbeiten vergeblich zu stören suchte. Ein größeres Hinderniß war das Regenwetter, welches bis gegen die Mitte des Septbr. hin anhielt, und indem es die Laufgräben zeitweise fast unwegsam machte, den Vortheil einer für die Arbeiten höchst günstigen Beschaffenheit des Erdreichs beinahe aufwog.

Ein schweres Stück Arbeit ist glücklich vollbracht und ein Erfolg erungen, der, von der militärischen Bedeutung abgesehen, seinen moralischen Eindruck in Paris nicht verfehlen wird. Die Republik hat Straßburg nicht retten können, sie hat überhaupt bisher, gleich dem Kaiserreiche, nur Misserfolge aufzuweisen. Sie wird endlich im Frieden ihr Heil suchen müssen, wenn Frankreich nicht der Anarchie in die Hände geliefert werden soll.

Alte Worte aus Straßburg für ein einiges Deutschland.

Jetzt, wo Straßburg so eben zum großen Deutschland zurückgenommen ist, erinnern wir uns doppelt gern an manches deutschpatriotische Wort, das ein ächt deutscher Mann vor dreihundert Jahren vom Fuß des dortigen Münsters über den Rhein herübergesandt hat. Wir meinen den Verfasser der Denkwürdigkeiten aus der Zeit Kaiser Karls des Fünften, eines Werkes, das etwa hundert Ausgaben erlebt hat, und neuerlich (1843) von Dr. Theodor Paur (dem gegenwärtigen Vertreter von Görlitz im preussischen Abgeordnetenhaus) in einer trefflichen Schrift gewürdigt worden ist.

Johannes Sleidanus legte sich diesen Namen bei wegen seines Geburtsortes Schleiden in der Eifel. Hier, in der Nähe der alten Kaiserstadt Aachen, besuchte er die Schule zusammen mit Johann Sturm, und dieser, welcher 1537 einen Ruf nach Straßburg annahm, wo er ein Gymnasium gründete, dem er dann länger als vierzig Jahre vorstand, einer der angesehensten Pädagogen des sechzehnten Jahrhunderts, war es, der auch seinen Landsmann

Sleidanus 1542 ebendort festhielt. Derselbe war im vorhergehenden Jahre zum Botschafter und Geschichtschreiber des Schmalkaldischen Bundes bestellt worden, welchem auch Straßburg angehörte. Als Gesandter dieser Stadt war er um Anfang 1552 in Trient beim Concil, wo er aber nicht zum Vortrag gelassen wurde; im Mai dieses Jahres sandte ihn die Stadt Straßburg in das Lager des Königs Franz von Frankreich bei Zabern, um billigere Forderungen bei Verpflegung des französischen Heeres zu erwirken; zwei Jahre später war er wiederum im Straßburger Auftrag bei dem Convent von Naumburg.

Mit einem warmen Herzen für das große deutsche Vaterland verband Sleidan staatsmännische Einsicht und Erfahrung. Besonders kräftig äußert sich sein Nationalgefühl in den beiden Anreden, die er während des Reichstages zu Speier 1542 in deutscher Sprache drucken ließ und zwei Jahre später auch in lateinischer Bearbeitung herausgab, die eine an den Kaiser, die andere an alle Fürsten und Stände des Reichs, dessen Zerissenheit und Gefahren er mit lebhaften Farben schildert.

„Woher kommt es“, sagt er in der Rede an die Fürsten (ich verjünge den Wortlaut nur mit Schonung), „Woher kommt es, daß Italien, welches ehemals alle Völker mit Krieg unter sich gezwungen hat, jetzt so gar nicht dem alten Wesen gleich steht, sondern von den Fremden, Deutschen, Franzosen, Spaniern und andern, bekriegt, gezwungen, regiert, gefressen und ausgezogen wird? Ist's nicht deswegen, weil sie einander die Augen ausbeissen, keiner dem andern vertraut und Gegenbündnisse aufrichten? Hierauf geht der heilige einfältige Mann aus (der Papst, damals Paul der dritte), und lauert, wie er dies bei uns möge zu Wege bringen. Es hat ihm auch leider ziemlich bis anher geglückt, und wo es dermaßen einen Fürgang gewinnen sollte, wie schon angefangen, würde er seine Lust büßen. Vor seinem Untergang, dem er nie so nahe gewesen, den er so heftig fürchtete, wollte er gern einen großen Donnerschlag über deutsche Nation, die Barbaren, die ihm das Spiel verderbt haben, sehen, der Hoffnung und Zuversicht, er möchte dem Wetter entgehen, und den aufgeregten Streich eine Zeit lang aufhalten. Und wann es dahin kommen sollte, daß wir durch einheimischen Krieg einander vertilgen, und also beide, das Reich, das über fünfhundert Jahre jetzt bei uns gewesen, und daneben alle Freiheit sollten verlieren, wäre ja gewißlich dafür zu halten, daß Solches unseres Mißglaubens und Undankbarkeit halber geschähe. Sollte es aber geschehen, so müßte es durch genannten Weg und Mittel geschehen, nämlich durch einheimischen Krieg; denn, so lange zwischen den Ständen des Reiches Einigkeit ist, so haben sie sich vor fremden Nationen nicht zu besorgen. Sollte aber etwas entstehen, das solche große Uneinigkeit zwischen ihnen erweckte, das würde vornehmlich des Glaubens und der Religion Sache sein. Nun ist's aber schon dahin gekommen, daß einmal der heilige Vater zum Vortheil verbittert beide Parteien, die eine durch sein Wüthen, Brennen und Morden, durch Abschneidung aller Hoffnung etwelcher Besserung, die andere durch viel giftiges Anbringen, durch Geschenk, Verheißung und dergleichen mehr. Summa, er wollt', es gern ins Werk bringen, alsdann würde er Friede von uns nehmen,

und uns mit fremden Gästen besuchen, die ohnedas nichts Höheres erwarten und begehren, als daß sie den Weg zu uns möchten lernen, wie wir den zu ihnen gelernt haben, und würden uns mit gleichem Maße, ja mit größerem und milderem (d. h. freigebigerem) bezahlen und wiederum einmessen. Man sagt: wenn ein Ding auf dem Höchsten ist, so kommt es darnach wiederum in ein Absteigen. Es findet sich, daß die Deutschen vor Zeiten ein hart grob Volk gewesen. Männlich und streitbar sind sie allzeit gewesen; aber dieweil sie sich zu der Lehre nach freien Künsten nicht schickten, sondern allein sich der Mannheit und Stärke des Leibes annahmen und gebrauchten, waren sie etwas rauher. Welches ihnen jedoch zu keiner Verkleinerung solledeutet werden. Darnach hat sichs begeben, daß auf uns das Reich gekommen, und daß unsere Nation mit der Zeit je länger je mehr geschliffen und höflicher ward. Und als Gott etwas Besonderes ungezweifelt mit uns vorhatte, ist bei uns im Reich eine wunderliche neue subtile Kunst erfunden, die Druckerei“. (Und zwar durch einen Straßburger.) „Griechenland und Italien haben große vernünftige Leute in allen Künsten und Handwerken gehabt, doch hat sich ihr Verstand auf gemeldtes Stück nicht mögen reichen, sondern zu unserer Zeit und bei uns ist es, nicht ohne besondere Gnade des Herrn, zuerst erfunden. Und gleich darauf, nachdem gemeldte Erfindung merkliche Hilfe und Steuer, auch Reizung zu der Lehre mit sich gebracht, hat man angefangen, die Augen ein wenig aufzuthun. Es ist Jedermann wissend, vorab den Alten, wie es ein arm, blind, barbarisch Ding war um die Lehre; alle guten Künste waren jämmerlich besudelt und verfinstert. Nachdem nun gemeldter Vorthheil bei uns erfunden, hat sich die rechte Lehre, anfänglich der lateinischen, darnach auch etlicher anderer Sprachen, herfür gethan. Ein jeder war begierig, etwas Gründliches zu wissen, nicht ohne groß Verwundern ob voriger Blindheit; und die, so mit größerem Verstand begabt waren, beflissen sich, alle Künste rein zu begreifen, und dieselben folgendes entweder mündlich oder schriftlich von sich zu lernen; und war eine Lust, solchen Ernst und Fleiß allenthalben anzusehen. Dadurch dann geschehen ist, daß in kurzen Jahren deutsche Nation merklich zugenommen, und dermaßen mit gelehrten Leuten geziert ist, daß sie alle anderen Nationen übertrifft. Nach Aufgang und Erneuerung der guten Künste, als der gewissen Vorboten einer zukünftigen Veränderung, ist gleich darauf des Evangeliums Predigt bei uns im Reich gefolgt und angegangen, und haben sich auch in diesem Stück unsere Leute dermaßen beflissen, daß sie die Theologie, so in diesem gemeinen Verderben aller Künste ganz und gar verunreinigt war, wiederum rein und lauter herfürgebracht, also daß eigentlich und mit Wahrheit mag geredet werden, daß Gott uns vor Andern sonderlich angesehen hat. Ich beschleuß demnach, daß deutsche Nation nie höher gewesen; weiß nicht, ob sie auch am Höchsten ist. Und so dem also, wenn nun bei diesem höchsten Stand und Wesen Deutschland gar friedsam und geruhig wäre, so müßte und sollte man doch, in Erwägung der Unbeständigkeit aller Dinge auf Erden, fürchten und warten, es würde uns wie andern Völkern gehn und wir würden in Abgang kommen; denn, nach der Lehre aller Vernünftigen und Weisen, wenn das Glück so gar nach Wunsch und Willen zufällt, sollte man sich nicht allein nicht überheben, sondern auch allzeit fürchten, es werde sich wenden. Weil aber heutiges Tages gemeldter hoher Stand bei uns nicht friedsam, sondern unruhig und zertheilt ist, wie viel größere Ursachen haben wir, uns umzusehen, und zu fürchten, Gott

der Herr, der uns vor andern so reichlich begnadet, und unsre Glorie über alle andern Nationen hat thun leuchten, werde in dieser Uneinigkeit ein Ende mit uns machen. Wenn ja Jemand im Reich sein sollte, dem mit Wahrheit möchte aufgelegt werden, daß er solche verderbliche Fackel in seinem Vaterland anzündete, wäre ja billig und es würde die jezige Nothdurft höchlich fordern und zwingen, daß solcher, weß Standes er auch wäre, dermaßen gezüchtigt würde, daß hinfürder kein weiterer Unfall noch Gefährlichkeit seinethalben zu fürchten wäre. Wenn auch sonst Etliche wären, wie vor Zeiten Julius und Pompejus, die die Stände zertheilten, und Factiones aufrichteten (wie denn jezt noch in Italien sich erhalten), hätte man ja dessen Rath zu folgen, der da, wie wohl unwissentlich, sagt: Es ist besser, daß einer oder zween hinweggethan werden, denn daß ein ganz Volk, eine ganze Nation, und solche Nation wie die unsere, gänzlich verderb e.“

Gegen Ende dieses Berichts an die Fürsten und Stände sagt Sleidan: „Es werde in der jezigen Religionsache gehandelt was da wolle, nur daß man sich nicht zertheile. Denn sonst würd' es und müßt' es ungezweifelt dahin kommen, daß man einst sagen würde: die Deutschen haben das Reich und große Freiheit gehabt, es ist ein waidlich Ding um Deutschland gewesen. Wir sind nie höher, auch dem Fall nie näher gewesen, denn jeztund. Darum will von Nöthen sein, allen Fleiß und Vernunft anzuwenden, damit wir nicht hinabstürzen. Müssen auch in desto größeren Sorgen stehn und fleißiger aufwachen, weil etliche viel Praktiken heraufgetrieben worden, wie obgemelbt. Und wo eine Zeit je gewesen ist, daß Deutschland großer Vernunft, treuen fürsichtigen Rathes und seiner gerühmten Tapferkeit von Nöthen gehabt, istz freilich die jezige Zeit.“

Der lateinischen Bearbeitung dieses Berichts hat der Verfasser einen neuen Schluß gegeben, in welchem er dringend gegen die Zerfahrenheit und zur Einmüthigkeit ermahnt.

„Wir halten so viele Zusammenkünfte, daß im Ausland die deutschen Beratungen zum Sprichwort und Gespött geworden sind. Ein kranker Leib muß dieselbe Arznei wiederholt einnehmen; so ist es ein Zeichen einer ungesunden Staatsverfassung, wenn über dieselben Dinge so oft vergeblich berathen und beschlossen wird.“ „Ein einziger Bund müßte ganz Deutschland umfassen zum Zweck der Unversehrtheit des ganzen Reiches. Jezt aber gibt es viele Sonderbünde, der größte Beweis der gegenseitigen Entfremdung, des Mißtrauens, der Auflösung.“ „In ganz Europa, in dem uns bekannten Erdkreise ist keine solche Staatsform zu finden, wie in Deutschland. Denn so viel Fürsten und Städte dastind, so viel Könige und Köpfe scheinen dazusein. Nichts liegt daher näher als daß ein solches Gemeinwesen wankt, erschlafe, verderbe und völlig zusammenstürze. Ist ihm doch das eigenthümlich, daß in ihm Jeder seinen besonderen Vortheil sucht, und darauf denkt, wie er selbst das Seine sichern könne, oder noch vermehre. Wo das geschieht, welcher andere Ausgang wäre zu erwarten, als der von Griechenland? So lange die Griechen mit vereinten Kräften und gemeinsamem Rath ihre Freiheit vertheidigten, waren sie unbesiegt. Als die Geister auseinander gefahren und auf ihre verschiedenen Privatinteressen gerichtet waren, sind sie eine Beute für Tyrannen geworden, und so zu Grunde gerichtet, daß heutzutage kein Volk unseliger ist.“

In der gleichzeitigen Denkschrift an kaiserliche Majestät hebt Sleidanus die nothwendige Verderblichkeit unumschränkter Herrschermacht hervor.

„Der hochvernünftige Sokrates sagt: es sei um menschliche Natur also gethan: wenn einem Menschen allein das Regiment ohne allen Auszug und Widerrede zugestellt ist, so kann es nicht anders zugehen, er wird stolz, hoffärtig, wild, thöricht, unheimlich, und, wie man gemeinlich sagt, kann er die guten Tage übel leiden, Summa: er muß zum Tyrannen gerathen. Darum hat auch nie kein Kaiser oder König solche Gewalt gehabt (ist es anders ein rechter König gewesen), daß er in Allem hat mögen thun, was ihn lustete, und es ist von allen Zeiten bis auf den heutigen Tag Herkommen, daß sie der Stände gute Meinung anhören und derselben pflegen. Weil nun der Papst über die ganze Welt allein sein will, wie er ausdrücklich schreibt und mit der That erzeigt hat, so hat auch nichts Andres denn ein Tyrann aus ihm werden mögen, desgleichen ist auch nichts Andres von ihm zu erwarten, so lange ihm dieser muthwillige Frevel gestattet wird.“

Sleidanus fordert bestimmt die Auseinandersetzung der geistlichen und der weltlichen Gewalt.

„Ihm, als einem Kirchendiener, der sich mit Kost und Kleidern soll begnügen lassen, wie die Schrift sagt, gebührt es nicht, Land und Leute zu regieren, Schlösser und Städte innezuhaben, es sind Incompatibilia, und er muß endlich der Zweien Eines thun, entweder ein weltlicher regierender Herr oder ein Kirchendiener sein. Daß er dieser Zweien Eins wolle. Will er ein regierender Herr sein, daß er dann die Welt mit seiner Heiligkeit ungeplagt und unverworren lasse, daß er sich halte wie andere Potentaten. Will er aber ein Kirchendiener sein, daß er dann demjenigen, so das Schwert von Gott befohlen ist, die Gewalt gar heimstelle.“

Im Jahre 1556, in welchem er bald darauf starb, widmete Sleidanus sein Werk über die vier Weltreiche dem Herzog von Württemberg und Teck, Grafen von Mumpelgart. Mit tiefem Schmerz sehn wir ihn hier wieder beklagen (Buch 3), daß in Deutschland nicht Wenige sich der Reichsgewalt zu entziehen suchen,

„Davon nicht zu reden, daß die benachbarten Könige von diesem kümmerlichen blutlosen Reichskörper, der kaum durch die Knochen zusammenhängt, täglich abzerren, so viel sie können.“

Vor ein paar Jahren nur hatte Frankreich durch die Verbindung mit Moriz von Sachsen Meß, Toul und Verdun gewonnen, und der Kaiser, der zu der Ansicht kam, das Glück, das ihm in der Jugend hold gewesen, habe ihn im Alter verlassen, war im Begriff, seine Kronen niederzulegen. Sleidanus hatte in Paris und Orleans studirt, hatte Jahre lang in Frankreich gelebt, war 1540 im Dienste des französischen Königs als Dolmetscher mit dessen Gesandtschaft zum Hagenauer Reichstag gegangen, und blieb mit dem Cardinalbischof von Paris, Jean du Bellay, der protestantische Neigungen hatte, fortdauernd in freundschaftlichem Briefwechsel über Staatsangelegen-

heiten; aber Deutschland ging dem Bürger von Straßburg über alle französischen Sympathien.

Als nachher eintrat, was Gleidanus abzuwenden an seinem Theile redlich bemüht war, der Verfall des deutschen Reichs, da mußte der kräftige französische Einheitsstaat auf das Grenzland eine Anziehung ausüben, die nunmehr hoffentlich durch die unvergleichlich stärkere eines wiedergeborenen Deutschlands endgiltig überwunden ist.

1. October 1870.

Ed. Böhmcr.

Nordschleswig.

Die Nation scheint darüber einig zu sein, daß Elsaß und Deutsch-Lothringen bei der gegenwärtigen Veranlassung von den Franzosen zurückgenommen werden sollen. Die Parteien in Paris versichern freilich um die Wette, um den Preis einer Gebietsabtretung niemals Frieden schließen zu wollen, und die französischen Diplomaten, wie Fürst Latour d'Auvergne, verweigern einem Vertrage dieses Inhalts ihre Unterschrift, noch ehe man sie darum ersucht hat. Allein solche Stimmungen sind wandelbar, und gar manches hochmüthige Niemals wird dormalen von seinem Sprecher heruntergewürgt, ohne daß er nur dabei das Gesicht verzüge. Nicht viel gefährlicher wohl wird es um die Abgunst der neutralen Mächte stehen. Die Flamme, welche Frankreichs Kriegserklärung so tollkühner Weise entzündet hat, flackert zu stark und ist zu gut unterhalten, um sie nicht fürchten zu lassen, sich die Finger zu verbrennen, wenn sie sich ihr unvorsichtig blasend näherten. Die Einverleibung des einst geraubten, deutsch gebliebenen Gebiets kann also, falls Gott uns ferner Sieg verleihet, fast schon so gut wie für vollzogen gelten.

Etwas anders jedoch, als um den Widerstand gegen den erklärten allgemeinen Nationalwillen steht es um die Beurtheilung dieses Actes in der übrigen Welt. Ueber jenen mögen wir getrosteten Fußes hinwegschreiten: diese müssen wir mit Sorgfalt berücksichtigen, denn sie wird lange und nach allen Richtungen hin nachwirken. Es läßt sich nicht leugnen, daß es mit dem französischen Raube jener alten Reichsgebiete schon leidlich lange her ist, und daß die Elsässer und Deutsch-Lothringer mit ganz verschwindenden namenlosen Ausnahmen gute Franzosen sind. Ihre deutsche Mundart wird daher schwerlich hinreichen, unbetheiligte Ausländer zu überzeugen, daß es in Kraft des Nationalitätsprincips geschieht, wenn wir sie nöthigen, in Zu-